

Tagungszusammenfassung

Christoph Raedel

Ich bin dankbar dafür, dass es uns im zeitlich engen Rahmen dieser Tagung gelungen ist, das Spektrum unabhängiger Gemeinden in Deutschland aus so unterschiedlichen Perspektiven heraus zu betrachten. Dabei sind sich Vertreter von Netzwerken unabhängiger Gemeinden auf der einen Seite und Referenten aus Landes- und Freikirchen auf der anderen Seite auf Augenhöhe begegnet. Es herrschte, so mein Eindruck, eine offene und freundliche Atmosphäre, in der unterschiedliche Sichtweisen präsentiert, Rückfragen und Einwände formuliert sowie Impulse zum weiteren Nachdenken aufgenommen werden konnten.

Ich hatte zum Eingang der Tagung vier Leitfragen formuliert, die ich zum Schluss dieser Tagung noch einmal aufgreifen möchte. Die Einsichten und Eindrücke, die ich diesen Fragen zuordnen werde, sind sicherlich keine abschließenden Antworten. Sie markieren in mancher Hinsicht nicht Schluss-, sondern Doppelpunkte. Das Gespräch zwischen Gemeinden und Netzwerken unterschiedlicher ekklesialer Prägung soll und muss weitergehen.

1. Welche Motive und Anliegen lassen sich bei den älteren (seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland präsenten) Freikirchen, welche bei den neueren unabhängigen Gemeinden erkennen?

In der Vorstellung und Analyse der verschiedenen Netzwerke und Gemeindebünde meine ich eine Frömmigkeits-Typologie erkannt zu haben, die sich folgendermaßen darstellt: Da sind *erstens* die seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland auftretenden älteren Freikirchen, von denen wir hier durch Johannes Demandt exemplarisch über den Bund Freier Evangelischer Gemeinden informiert worden sind. Die in ihren Ekklesiologien durchaus nicht übereinstimmenden älteren Freikirchen betonen im Vergleich mit anderen Bewegungen deutlich den *Gehorsam gegenüber Jesus Christus*. Der Gottessohn als Erlöser sowie die Frucht der Erlösung in Rechtfertigung und Heiligung sind schon sprachlich in den Texten dieser Gemeinden und Kirchen (auch Methodisten und Baptisten) vorherrschend. Im Unterschied dazu lässt sich beim *zweiten* Typus, nämlich den im 20. Jahrhundert aufbrechenden Bewegungen eine stärkere Betonung der *Wirksamkeit des Heiligen Geistes* erkennen. Was Gruppen der pfingstlich-charismatischen Bewegungen mit den Zellgruppen der Hauskirchenbewegung und den Vineyard-Gemeinschaften verbindet, ist die große Offenheit für Manifestationen des Heiligen Geistes in der Gemeinde wie im Alltag. Mir scheint dies ein die Ausführungen von Tobias Krämer, Markus Hausner und David Poysti verbindendes Element gewesen zu sein. Einen *dritten* Typus erkenne ich in der hier von Wilfried Plock exemplarisch vorgestell-

ten Konferenz für Gemeindegründung.¹ Hier ist das Gravitationszentrum des eigenen Selbstverständnisses die *Treue zur Bibel als unfehlbares Wort Gottes*. Stärker als in den vorab genannten Typen wird hier ein bestimmtes Bibelverständnis betont, verbindet die Gemeinden eine Übereinstimmung in den daraus gezogenen Konsequenzen, auch was die Gestalt der Gemeinden angeht.

In seinem Überblicksreferat zu Beginn der Tagung hat Reinhard Hempelmann den von mir genannten zweiten als *geistzentrierten* und den dritten als *wortzentrierten* Gemeindetyp bezeichnet. Mir ist während dieser Tagung sehr deutlich aufgegangen, dass sich diesen beiden Grundtypen eine jeweils beherrschende Grundtendenz zuweisen lässt, was das Verhältnis untereinander angeht. Geistzentrierte Gemeinden, so mein Eindruck, folgen eher einer dymanisch-inkludierenden Tendenz. Damit meine ich, dass die Erfahrung der machtvollen Gegenwart Gottes zur Bereitschaft und auch Entschlossenheit führt, den Anderen beschenken, nicht ihn ausgrenzen zu wollen. Die schriftliche Fassung des Beitrags von Markus Hausner lässt das besonders deutlich werden. Sicherlich mag dieser Zugang in der Praxis hier mehr, dort weniger sympathische Ausprägungen finden. Doch bleibt der Unterschied zu dem von Wilfried Plock vorgestellten Typus der wortzentrierten Gemeinden bestehen, bei denen ich im Ansatz eher eine separatistisch-exkludierende Tendenz sehe. Bereits drei grundlegende Aspekte des Selbstverständnisses, nämlich „nicht-charismatisch“, „nicht-ökumenisch“ und „nicht historisch-kritisch“ zu sein, lassen diese Tendenz hervortreten. Insofern findet Reinhard Hempelmanns These, bei wort- und geistzentrierten Gemeinden handele es sich um „streitende Geschwister“, eine gewisse Bestätigung. Man wird jedoch hinzufügen müssen: Die beiden Geschwister haben kein gleichermaßen großes Interesse am Streit; das strenge „Nicht“ wird nur von *einer* Seite her apodiktisch vorgetragen. Benjamin Simon hat schließlich auf das Spektrum der ethnisch geprägten unabhängigen Gemeinden hingewiesen und dabei unter anderem betont, dass sich die überwiegende Zahl dieser Gemeinden dem geistzentrierten Typus zuordnen lassen. Sein Hinweis darauf, dass diese Gemeinden häufig Phasen der a) Seklusion, b) Öffnung und c) Interkulturation durchlaufen, verdient im Zusammenhang meiner hier versuchten Typologie noch stärkere Beachtung.

2. Ist die Gestalt von Ekklesia und kirchlicher Einheit beliebig oder folgen aus der Verbundenheit der Gemeinde mit ihrem Herrn Jesus Christus, der den ganzen Leib zusammenhält, bestimmte Strukturen der ekklesialen Verbundenheit?

Im Verlauf der Tagung ist *explizit* von der Ekklesia als Leib Christi gesprochen, an anderer Stelle die Gemeinde auch als „organische Gemeinschaft“ (David Poysti) beschrieben worden. Diese den Aspekt der Beziehung her-

¹ Wilfried Plock sah sich leider nicht in der Lage, seinen Vortrag in einer für die Veröffentlichung in diesem Jahrbuch geeigneten Form vorzulegen.

ausstellenden Begriffe werden allerdings in Gemeindebünden und Netzwerken recht unterschiedlich interpretiert. Der Bund Freier evangelischer Gemeinden, so Johannes Demandt, steht für einen „qualifizierten Independentismus“, insofern keine Gemeinde die Wahrheit Jesu Christi für sich alleine hat, es Selbstständigkeit also nur *in* Verbundenheit mit anderen Gemeinden geben kann. Demgegenüber hat David Poysti für die Hauskirchen unterstrichen, dass die (Haus)Gemeinde eher einer Familie zu vergleichen ist, die sich in ihrem gemeinschaftlichen Charakter gerade von institutionell vermittelter Interaktion unterscheidet. Hier bleiben meines Erachtens Anfragen aus familiensoziologischer Sicht offen.

Implizit schien mir in vielem, was zu dieser Frage gesagt wurde, der Gedanke der Kirche als Gemeinschaft des dreieinigen Gottes vorhanden zu sein. Johannes Demandt erinnerte zumindest an die Praxis des „Volkstanzes“, wo eine Gruppe von Menschen miteinander – und nicht für sich allein – tanzt. Ich möchte an dieser Stelle auf den römisch-katholischen Theologen Gisbert Greshake verweisen, der in seiner Interpretation der Trinitätslehre die ostkirchliche Vorstellung von der *Perichoresis*, also dem gegenseitigen Ineinandersein der göttlichen Personen, als „Tanz“ der Trinität interpretiert hat.² Vielleicht könnten sich auch freikirchliche Ekklesiologien stärker von der Frage nach dem Grund der Gemeinde in der Gemeinschaft des trinitarischen Gottes her leiten lassen.³ Auf der Tagung blieb jedoch strittig: Sind Beziehungen wie das Salz, das in der Suppe nicht sichtbar ist und sich doch bemerkbar macht (Poysti), oder drängt der ekklesiale Beziehungsbegriff nicht doch auf eine auch sichtbare Gestaltwerdung – wie Freikirchen und unabhängige Gemeinden betonen, die nichtdestotrotz eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem Institutionenbegriff wahren (Demandt, Krämer)?

3. Welche praktischen Herausforderungen ergeben sich aus dem Nebeneinander einer wachsenden Anzahl unterschiedlicher Gemeinde- bzw. Kirchenformen?

Eine grundlegende Herausforderung bleibt es, in der wachsenden Unübersichtlichkeit der Spätmoderne, die Michael Utsch in seinem Referat eindrücklich herausgearbeitet hat, überhaupt erst einmal voneinander zu erfahren, genauer noch: *erst* einander wahrzunehmen und *dann* zu urteilen. Wir werden einander nur in dem Maße verstehen können, wie wir Verständnis füreinander aufbringen, also nicht wünschen, der andere wäre nicht da, sondern die Pluralität, in der wir uns miteinander wiederfinden, anzuerkennen. Das bedeutet nicht, Differenzen zu nivellieren oder unterschiedslos allem seine Zustimmung zu geben. In der Dynamik geistlicher Bewegungen bedarf es jedoch der behutsamen Wahrnehmung der ande-

² Vgl. Gisbert Greshake, *Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie*, Freiburg i.Br. 1997, 93.

³ Vgl. Miroslav Volf, *Trinität und Gemeinschaft. Eine ökumenische Ekklesiologie*, Mainz 1996.

ren Gemeinden. Dirk Spornhauer hat gezeigt, wie sinnvoll und wichtig es ist zu fragen: Worauf reagiert eine Gemeinde, ein geistlicher Aufbruch in der konkreten, manchmal auch einseitigen Betonung eines theologischen oder Frömmigkeitsaspekts? Und Markus Hausner hat uns anhand der Vineyard-Gemeinden die Herausforderung vor Augen geführt, die darin liegt, eine gewissermaßen „flüssige“ Bewegung kennenlernen zu wollen, in der das Selbstverständnis den einzelnen Gemeinden eine sehr große Freiheit in der ekklesialen Gestaltwerdung gibt.

Eine weitere Herausforderung ist konfessionskundlicher Natur. Wer seine Kategorien und Fragestellungen im Kontext der bilateralen Konsensökumene gewonnen oder geschärft hat, sieht sich in dem Gespräch, zu dem diese Tagung beitragen möchte, einer wachsenden Asymmetrie der Fragestellungen gegenüber. Ich mag es gewohnt sein, das theologisch-spirituelle Profil des anderen anhand der Frage nach dem Verständnis von Taufe und Abendmahl, der Bestimmung des Verhältnisses von Charisma und Amt oder von Rechtfertigung und Heiligung zu bestimmen. Nun begegnen uns Gruppen, die von sich sagen: Ich kann dir diese Fragen – zumindest umrisshaft – beantworten, aber diese Fragen berühren nicht das Zentrum unseres Selbstverständnisses. Was uns wichtig ist, danach hast Du noch gar nicht gefragt.

Wie kann diesen Asymmetrien abgeholfen werden? Mir scheint, dass hier narrative Zugänge gefragt sind, bei denen Vertreter unterschiedlicher Gemeinschaftsbildungen erzählen können, welche Geschichten die Identität ihrer Bewegung prägen. Auf der Ebene der Erzählung einander wahrzunehmen empfiehlt sich nicht schon deshalb, weil es im Trend liegt, sondern vor allem deshalb, weil das Erzählen eher zu Rückfragen führt, die das Selbstverständnis des Erzählers näher auszuleuchten vermögen. Weil es dieses Gespräch braucht, hat der Beitrag von Wilfried Plock mich traurig gemacht. Ich habe hier eher Gesprächsverweigerung gespürt als die Bereitschaft, auch in der „Story“ des anderen auf eine Gabe zu stoßen, die Gott mir als Bereicherung und/oder Korrektur zgedacht hat. Ich weiß, dass die Trauer als Kategorie bislang keinen Eingang in die Konfessionskunde gefunden hat, doch ist sie für mich Ausdruck einer dialogorientierten Befindlichkeit, bei der ich bewusst darauf verzichte, den anderen einfach als Fundamentalisten zu bezeichnen und damit auch meinerseits den Gesprächsfaden zu kappen.

4. Wo liegen die Chancen, wo die Grenzen dieser Vielfalt für den Auftrag Jesu, dieser Welt das Evangelium in Wort und Tat zu bezeugen und Mitarbeiter am Bau des im Kommen Jesu Christi angebrochenen Gottesreiches zu sein?

Die Chancen einer viele Gestalten annehmenden Bezeugung des Evangeliums in einer Vielzahl unterschiedlich geordneter Gemeinschaften liegt, wenn wir uns die Analyse unserer Gesellschaft durch Michael Utsch vor Augen halten, auf der Hand: Unterschiedliche Gemeinden erreichen unter-

schiedliche Menschen bzw. Milieus. Es wird für die einzelne Gemeinde immer schwieriger – es war wohl schon immer eine Überforderung für die Einzelgemeinde –, Kirche für alle Menschen eines Einzugsgebiets sein zu wollen. Zu ungleichzeitig gestalten sich heute die Lebensrhythmen, zu ausdifferenziert sind die Vorlieben und Neigungen, denen Menschen in ihren Wertvorstellungen und Erlebnishorizonten folgen.

Wird das Evangelium aber dadurch nicht beliebig, sein Kerngehalt verdunkelt? Am Schluss dieser Tagung habe ich diesen Eindruck nicht. Was ich in der Breite der Vorträge herausgehört habe, ist vielmehr eine „Familiärenähnlichkeit“ der hier vertretenen Netzwerke und Bünde, die auf eine gemeinsame DNA schließen lässt. Es geht um Gottes Zuwendung zu dieser Welt: in Jesus Christus – durch den Heiligen Geist. Es geht darum, in Beziehung zu leben: zu Gott – und den Menschen. Es geht nicht nur um mich: Jesus sieht gerade die Zerbrochenen und Beladenen – hier finden Christen ihren Dienst.

Und doch sind mir auch die Grenzen eines die *Vielfalt* in der Einheit betonenden Ansatzes deutlich geworden. Gerade weil die spätmoderne Gesellschaft so unübersichtlich geworden ist, sehnen sich Menschen nach Komplexitätsreduktion. Warum stoßen sie bei der Suche nach einer Gemeinde, in der sie als Suchende von Jesus Christus hören können, auf eine mehr oder weniger große Zahl von Gemeinden mit ganz unterschiedlichen Bezeichnungen? Und warum erzählt der Arbeitskollege dann noch von weiteren Gemeinden, die weder im Telefonbuch stehen noch eine Internetseite betreiben, sich aber auch wöchentlich treffen? Ein Mensch, der heute nach Jesus Christus fragt, sieht sehr schnell auch die Zerrissenheit des Leibes Christi in dieser Welt. Für ihn ist nicht ohne weiteres klar, dass es sich bei diesen vielen Gemeinden um einen einzigen Chor handelt, der ein mehrstimmiges Stück vorträgt. Da gibt es doch auch Dissonanzen, die mehr oder weniger deutlich vernehmbar sind. Wo ist Jesus denn nun, fragt er oder sie sich. So bleibt die in der Einheit gelebte Vielfalt auch Anlass zu selbstkritischer Befragung und Prüfung.

Und doch: Selbstprüfung ist geboten, aber die Beschäftigung christlicher Gruppen mit sich selbst ist nicht der Kern ihres Auftrags. Denn ihr Blick soll sich auf Jesus Christus richten, den Begründer und Vollender des Glaubens an den dreieinigen Gott, der Menschen in dieser Welt begegnen möchte an Orten, wo sie es nicht erwarten. Daher möchte ich schließen mit einem von mir schon in der Andacht zitierten Wort aus dem 1. Petrusbrief, das uns unserer Berufung vergewissert und in unseren Dienst sendet:

„Ihr jedoch seid das von Gott erwählte Volk; ihr seid eine königliche Priesterschaft, eine heilige Nation, ein Volk, das ihm allein gehört und den Auftrag hat, seine großen Taten zu verkündigen – die Taten dessen, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat“ (1 Petr 2,9 – Neue Genfer Übersetzung).